

Gastbeitrag

Klassiker und Klassikerinnen der Religionswissenschaft: Überlegungen zu Religion, Sprache und Kreativität

Die Vielfalt der Disziplinen und Zugänge, die an der LMU vertreten sind, macht diese Universität zum idealen Laboratorium für wissenschaftliche Forschung und zur Vernetzung unterschiedlicher disziplinärer Horizonte. Die Diversität an Themen und Ausrichtungen wirkt sich positiv auch auf die Lehre aus. Gerade das vorliegende Programm von Veranstaltungen zu Frauen- und Gender-Studien illustriert diese Stärke der LMU auf eindruckliche Weise. Der Austausch und Vergleich zwischen disziplinären Ansätzen übt einen positiven Einfluss auf die spezialisierte und profilierte Forschung aus, weil er zur Reflexion über die eigenen Paradigmen motiviert. Darüber hinaus fördert der Dialog zwischen diversen Fachausrichtungen eine kritische Distanzierung von scheinbar selbstverständlichen Annahmen, die Innovation in der Forschung häufig stillschweigend verunmöglichen. Dies kann sehr schön am Beispiel meiner eigenen Disziplin aufgezeigt werden, der Religionswissenschaft. Dazu zwei aktuelle Beispiele.

Die Erweiterungen forschungsgeschichtlicher Reflexion und der Ordner des Anstoßes

Wie in vielen anderen Curricula wird auch den Studierenden der Religionswissenschaft in den ersten Semestern ein Überblick über das Fach präsentiert. Im Einführungskurs „Klassiker und Klassikerinnen der Religionswissenschaft“ werden wesentliche Theorien und Methoden anhand einflussreicher Positionen der Forschungsgeschichte kritisch beleuchtet und im Hinblick auf ihre Bedeutung in der Entstehung und Entfaltung der Disziplin diskutiert. In der Religionswissenschaft ist der Gang durch unsere Ahnengalerie bereichernd und vielfältig: Wir verfolgen die Entstehung und die Etablierung dieser Fachrichtung vom 19. Jahrhundert bis heute und setzen uns mit fundamentalen theoretischen Beiträgen zu Religion aus der Theologie, Philosophie, Philologie, Sprachwissenschaft, Geschichte, Soziologie, Ethnologie, Psychologie und Phänomenologie auseinander, denn sie alle haben zur Bildung der Religionswissenschaft als akademische Disziplin beigetragen. Dieser historische transdisziplinäre Charakter ist bis heute erhalten geblieben und charakterisiert die wissenschaftliche Erforschung eines kulturellen Phänomens, das von keiner Definition vollständig erfasst werden kann.

Die Rekonstruktion der religionswissenschaftlichen Forschungsgeschichte dient nicht nur dem Kennenlernen eines Fundus an Religionstheorien und -konzepten. Damit kann auch schön aufgezeigt werden, in welcher Zeit welche Sicht der Disziplin dominant war, welche Beiträge in den Vordergrund gerückt, und welche als marginal behandelt oder verschwiegen wurden.

Neben dem Erwerb eines reichhaltigen und vielfältigen Instrumentariums an Theorien und der Selbstreflexion über die Konstruktion von Geschichte geht es in diesen Einführungsveranstaltungen auch um die Reflexion der Position, die Forschende und angehende Religionswissenschaftlerinnen und -wissen-

schaftler gegenüber dem Phänomen Religion einnehmen. Setzt eine beschreibende Haltung gegenüber Religion einen methodisch begründeten Agnostizismus oder gar Atheismus voraus? Oder dürfen die Forschenden eine eigene Überzeugung in Bezug auf Religion haben?

Diese Frage wird in allen Texten, die man in Einführungskursen diskutiert, reflektiert. F. Max Müller denkt über die schwierige Positionierung gegenüber dem Gegenstand „Religion“ in der *Einleitung in die Vergleichende Religionswissenschaft* von 1870 wie folgt nach: „In unseren Tagen ist es fast zur Unmöglichkeit geworden, irgend etwas über Religion zu sagen, ohne entweder nach Rechts oder nach Links Anstoss zu geben. Einige halten die Religion für zu heilig als dass sie ein Gegenstand rein wissenschaftlicher Behandlung werden könnte; Andere werfen sie in dieselbe Kategorie mit Alchemie und Astrologie und betrachten dieses Gemisch von Irrthum und Thorheit als der Aufmerksamkeit eines wissenschaftlich gebildeten Mannes für durchaus unwürdig.“ (S. 5). Max Weber betrachtet sich als „religiös unmusikalisch“ und sieht, wie zahlreiche andere auch, die adäquate wissenschaftliche Positionierung in einer methodisch-reflektierten Distanzierung.

Später, in den 1980er Jahren, haben sich die Fronten verhärtet: Religionswissenschaft wird hier aus einer „objektiven“ Position heraus betrieben. Die Forderung einer solchen kann man an vielen Orten nachlesen, wie sich vielleicht am eindrücklichsten bei Hans-Jürgen Greschat in *Was ist Religionswissenschaft?* von 1988 nachlesen lässt: „Der unbeteiligte Zuschauer gleicht Forschern, die beharrlich und geduldvoll etwas beobachten, ein Ameisenvolk vielleicht oder ein Sternbild. Wer solches Beobachten von der Außenwelt nach innen wendet, hat den unbeteiligten Zuschauer. [...] Der unbeteiligte Zuschauer schaltet nämlich das beteiligte Ich ab. [...] Dann haben wir uns selbst vergessen und sind frei, wahrhaft objektiv zu sehen, was sich uns zeigt“ (S. 137f.).

Diese ideale Positionierung *des Religionswissenschaftlers* gegenüber dem Gegenstand „Religion“ – die dem heutigen Stand hermeneutischer Reflexion nicht mehr standhält – verweist auf eine weitere Tendenz in der Forschungsgeschichte: Dadurch, dass *man(n)* sich als unbeteiligter rationaler Beobachter aus der Wirklichkeit verabschiedet, gehen grundlegende Erfahrungen verloren, die für das Erklären und Verstehen von Religion bedeutsam sind; darunter auch die Erkenntnis, dass Religionen Symbolsysteme sind, die Genderzugehörigkeiten und -rollen nachhaltig normativ festlegen. Folglich ist das Geschlecht nicht nur ein wesentlicher Aspekt in Bezug auf das Phänomen Religion, sondern auch in Bezug auf die Forschenden selbst, denn das eigene Geschlecht prägt die Art des Zuganges zum Feld und der Erfassung von Religion. Je nach Betrachtenden können unterschiedliche Handlungen beobachtet werden, die geschlechtsabhängig sind: Ein rituelles Bad im jüdischen Umfeld kann kaum von einem Mann beschrieben werden; das Leben in einem männlichen Kloster ist aus teilnehmender Beobachtung keine Angelegenheit für eine Forscherin.

Der Bestand an historischen und/oder sozial-empirischen Quellen, die zur Rekonstruktion von Religion herangezogen werden, prägt jedoch die

Gastbeitrag

Religionstheorie, die darin gründet. Diese Position vertritt Jane E. Harrison, bereits 1903 in den *Prolegomena to the Study of Greek Religion*. Harrisons Beitrag zur Erforschung von Religion wurde jedoch in der Rekonstruktion der Forschungsgeschichte stets marginalisiert. Dieses Schicksal teilen alle Wissenschaftlerinnen, die sich in den letzten Jahrhunderten mit Religion auseinandergesetzt haben. Ein Blick in die gängigen Handbücher ist instruktiv: Eine Klassikerin kommt weder in Axel Michaels *Klassiker der Religionswissenschaft* von 1997 noch in Jacques Waardenburgs *Classical Approaches to the Study of Religion* von 1999 vor; auch die 2015 erschienene *Einführung in die Geschichte der Religionswissenschaft* von Udo Tworuschka vermag es nicht diese Einseitigkeit zu korrigieren.

Die Annahme, dass Klassiker der Religionswissenschaft männlich zu sein haben, scheint sich als so selbstverständlich durchgesetzt zu haben, dass folgender Vorfall kaum überrascht und dennoch erstaunt. Die Erweiterung des Titels meines Einführungskurses an der LMU um ein „und Klassikerinnen“ hat die Aufmerksamkeit eines anonymen Beobachters (oder einer Beobachterin? – vielleicht war es eine Person, die den von Greschat beschriebenen Zustand bereits erreicht hat?) auf sich gezogen und dieser (oder diese) hat daraufhin den weiblichen Teil der Forschungsgeschichte mit dem sicheren schwarzen Strich der Zensur auf dem Ordner im Handapparat getilgt. *Klassiker und ~~Klassikerinnen~~ der Religionswissenschaft*, so das Ergebnis dieser Aktion. Vielleicht war der Blick auf den Ordner des Anstoßes in der Bibliothek unerträglich?

Die Anekdote ist instruktiv, da sie hervorhebt, wie die Erweiterung des disziplingeschichtlichen Horizonts mit Verunsicherung einhergeht und wie bequem stereotype Wahrnehmungen in der Wissenschaft sind. Zwei zusätzliche Wörter in einem konventionellen Titel reichen aus, um den Raum für Ungewohntes und Unbekanntes im retrospektiven Blick auf eine spannende wissenschaftliche Entwicklung offen zu legen. Sprache kann kreative Wunder bewirken!

Die Angemessenheit wissenschaftlicher Sprache als Einengung der Meinungsfreiheit

Ein (männlicher!) Kollege aus einer englischen Universität bestand in seinem Seminarprogramm darauf, dass die Studierenden in ihren Essays eine angemessene Sprache verwenden sollten, um religiöse Phänomene adäquat zu beschreiben und zu analysieren. Dazu sollte auch die Verwendung geschlechtersensibler Sprache gehören, sind ja, wie oben erwähnt, Genderrollen in religiösen Symbolsystemen meistens deutlich umrissen und moralisch geprägt. Der Kollege löste mit seiner Vorgabe eine ungeahnte Lawine an Reaktionen aus: Die Anmerkung in einem Seminarprogramm, dass gendergerechte Sprache in die Beurteilung der schriftlichen Leistungen einfließen würde, bewegte das gesamte Königreich. Am 2. April 2017 stand in der online-Ausgabe von *The Guardian* folgender Titel: „Use gender-sensitive language or lose marks, university students told. Hull University accused of ‚linguistic policing‘ after issuing advice to undergraduates studying religious activism“. Am 7. April konnte man aus dem *CNN* Online-Portal lesen: „Non-

inclusive language could elicit bad grades“. Die Nachricht bewegte auch *The Telegraph*, *Independent* und unzählige weitere einflussreiche Onlineportale.

Es mag sein, dass der Religionswissenschaftler sich nicht glücklich ausdrückt und auch nicht daran gedacht hatte, dass sein Seminarprogramm so prominent in den Medien besprochen werden würde. Wissenschaftlich ist seine Position jedoch nicht nur vertretbar, sondern geboten. Wie oben am Beispiel der Klassiker und Klassikerinnen bereits erläutert, besteht eine Korrelation zwischen der sprachlichen Positionierung des Religionsforschers oder der -forscherin und dem Gegenstand oder Subjekt der Untersuchung. Eine präzise Sprache trägt dazu bei, dass biographisch begründete Vorurteile oder Kompetenzen sowie die Bedingtheit jeglicher wissenschaftlicher Perspektive nicht verloren gehen, sondern mit der gebotenen methodischen, hermeneutischen Sorgfalt aufgefangen werden können. Es ist traurig festzustellen, dass diese Dimension der Sprache, die mit Angemessenheit, Nachvollziehbarkeit, Schärfe und Kreativität der Wissenschaft zu tun hat, als Gefährdung der Meinungsfreiheit debattiert wird.

Ursula King, die einen starken Impuls für unsere Disziplin in Richtung der Gender-Studies geleistet hat, schrieb 1995 in *A Question of Identity: Women Scholars and the Study of Religion*: „The study of religion has seen many changes in recent years, but it still remains deeply rooted in an androcentric framework which women scholars continue to question and challenge. This androcentrism is particularly apparent in the historiography, methodology and conceptual tools of the discipline which express the marginality and invisibility of women as both subjects and objects in the study of religion“ (in *Gender & Religion*, S. 219). Gut zwanzig Jahre später liest man diesen Text mit einer gewissen Anspannung. Die in der Stille einer Bibliothek getilgten „und Klassikerinnen“ und die virale Reaktion auf die Aufforderung, eine angemessene wissenschaftliche Sprache zu entwickeln, sind zwei ganz unterschiedliche Beispiele, die beängstigend wirken.

Sie zeigen auf, wie zentral Sprache in der Wissenschaft ist. Sprache hat die Möglichkeit, neue Sichtweisen zu verhindern oder aber Innovationen Platz zu machen. In einer höchst ausdifferenzierten und diversen Gesellschaft, in der das Zusammenleben unterschiedlicher religiöser Zugehörigkeiten zu einem brisanten Thema geworden ist, ist die intellektuelle Auseinandersetzung mit Religion eine dringende und zentrale Aufgabe. Dafür ist eine wissenschaftliche Sprache erforderlich, die innovationsfähig ist, die Obskurantismus Kreativität und Tiefenschärfe entgegensetzt. Was würde passieren, wenn die wissenschaftliche Sprache erstarrte? Wenn uns nur noch tote Metaphern zur Verfügung stünden? Wenn es nicht mehr möglich wäre, die Sprache so zu modellieren, dass der wissenschaftliche Diskurs sich darin entfalten kann? In der Religionswissenschaft ist gendergerechte Sprache deshalb kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit.

Daria Pezzoli-Olgiati
Lehrstuhl für Religionswissenschaft und Religionsgeschichte
Evangelisch-Theologische Fakultät, LMU

Warum ich lieber von lehrenden Frauen lerne

Seit Beginn meines Studiums der Volkswirtschaftslehre und der Philosophie habe ich zunehmend versucht herauszufinden, welcher Lernatmosphäre für mich der größte Fortschritt folgt. Wenn ich auf die vergangenen Semester zurückblicke fällt mir auf, dass ich mich – zumindest in der Philosophie – bereits nach dem ersten Semester vor allem auf Veranstaltungen konzentriert habe, die bei weiblichen Dozierenden stattfanden. Ich habe meine Seminarwahl auffallend häufig nach den Dozentinnen und nicht nach den angebotenen Themen getroffen. In der Volkswirtschaftslehre wurde zwar kaum eine meiner Pflichtveranstaltungen bei weiblichen Lehrkräften angeboten, aber auch bei den Vertiefungsübungen oder Tutorien bin ich eher zu wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen als Mitarbeitern gravitiert.

Diese offensichtliche Tendenz meinerseits hat mich ins Grübeln gebracht. Warum wähle ich generell eher Dozentinnen aus? Unterscheiden sich die Inhalte oder deren Vermittlung je nach Geschlecht und kann es sein, dass nicht nur ich diese Erfahrung mache?

Um einer Antwort auf diese Fragen näher zu kommen, habe ich im Wintersemester 2016/2017 zunächst das LMU PLUS Seminar „Geschlechtersensibel planen – geschlechtergerecht gestalten: Wie Lehrerinnen und Lehrer Genderkompetenz erlernen“ besucht. Die Referierenden haben zu Beginn des Kurses versucht, ebensolche Intuitionen in Bezug auf Gender – wie beispielsweise Geschlechterpräferenzen in der Lehre – bei den Teilnehmenden zu wecken. Dazu haben wir mehrere Gedankenexperimente durchgespielt, denen zufolge sich ebenfalls erstaunlich viele Männer besser bei Lehrern und Frauen bei Lehrerinnen aufgehoben gefühlt haben. Meist konnten sich die Teilnehmenden aber die Gründe für diese Präferenzen selbst nicht wirklich erklären.

Einer der Hauptinhalte des Kurses war daher auch die Vermittlung eines angemessenen Umgangs damit, dass Jungen und Mädchen auf unterschiedliche Art und Weise lernen. Es muss in der Lehre auf diese Unterschiede im Lernprozess reagiert werden. Hier stellte sich mir die Frage: Können in meinem Fall Dozentinnen diese unterschiedlichen Ansprüche von Studentinnen wirklich besser bedienen, als Dozenten es können?

Dazu werde ich erst einmal versuchen die subjektiven Unterschiede zwischen der Lehre von Frauen und der Lehre von Männern darzustellen. Meiner Meinung nach zeichnet sich ein gutes Seminar durch a) eine strukturierte und analytisch nachvollziehbare Anordnung der Inhalte, b) eine konstruktive und nicht aggressive Gesprächskultur und c) die rhetorische Stärke der Dozierenden aus. Besonders häufig wurde Punkt b) in Seminaren von Dozenten nicht ausreichend gefördert. Das ist einerseits meine subjektive Erfahrung, andererseits gibt es in der Philosophie einige Studien, die eine aggressive Diskussionskultur unter anderem als Grund benennen, weshalb sich Frauen häufig gegen ein Studium der Philosophie entscheiden.¹

Gastbeitrag

Da es aber neben Seminaren auch Vorlesungen gibt, in denen es kaum zu Diskussionen kommt, kann meine Frage nicht allein durch diese Beobachtung beantwortet werden.

Deswegen habe ich mich gefragt, ob es vielleicht nicht nur die Inhalte und deren Vermittlung sind, weswegen ich gerne Seminare bei Dozentinnen besuche. Diesem Gedankengang möchte ich mich mit einem Argument nähern, welches häufig in der Debatte um Frauenquoten verwendet wird: Die Vorbildfunktion von Frauen für Frauen.² Diese beschreibt, dass die Sichtbarkeit einer Frau in Positionen, die normalerweise von Männern dominiert sind, unterbewusst die Möglichkeit weckt, als Frau eine solche Position erreichen zu können. Bin ich dagegen umgeben von Dozenten, so schleicht sich der Gedanke ein, dass ich – als Frau – eher ungeeignet für diesen bestimmten Beruf bin. Ich würde behaupten, dass meine Tendenz bei Seminaren vor allem dieser Vorbildfunktion zuzuschreiben ist. Ich kann mir gut vorstellen, selbst eine akademische Laufbahn anzustreben und daher bestärken mich Dozentinnen, die diesen Weg bereits eingeschlagen haben und noch dazu erfolgreich damit sind. In der Volkswirtschaftslehre habe ich – um diesen Punkt deutlicher zu machen – wenig Interesse daran in die Lehre zu gehen, daher dienen dort die Vorlesungen der reinen Wissensaufnahme. Da ich außerdem in beiden meiner Fächer auch positive Lernerfolge bei Männern habe, denke ich nicht, dass allein ein Unterschied im Unterrichtsstil eine Antwort auf die Frage darstellt, weshalb ich lieber Seminare bei Dozentinnen besuche. Aus diesem Grund würde ich das Argument der Vorbildfunktion stärker gewichten, als das Argument, dass Dozentinnen die Ansprüche von weiblichen Studierenden eventuell besser bedienen können.

Einen Punkt, den ich in Bezug auf die Atmosphäre, die zu einem Fortschritt im Lernen beiträgt, noch anführen möchte, betrifft die unterbewussten Entscheidungen von Frauen und Männern im Universitätsbereich. Diese Entscheidungen werden in der Psychologie mit dem „implicit bias“ und dem „stereotype threat“ benannt. Das erste psychologische Phänomen besteht darin, dass eine Entscheidung betreffend Personen, die Angehörige einer bestimmten Gruppe – häufig Minderheiten – sind, von bestimmten Vorurteilen, die in Bezug auf diese Personengruppe vorliegen, verzerrt wird. Das zweite Phänomen beschreibt die negative Beeinflussung der *eigenen* Handlungen durch die Zugehörigkeit zu einer Minderheit.³

Ein Beispiel für den „implicit bias“ wäre: Mein Dozent liest vor allem die Werke männlicher Philosophen, arbeitet mit männlichen Philosophen zusammen und der Großteil seiner Studierenden ist männlich. Es kann sogar sein, dass er ein Mann ist, der offen für Gleichstellung plädiert, dennoch ist er unterbewusst nicht immun vor Stereotypen, wie der männlichen Omnipräsenz in der Philosophie. Es kann sein, dass die Bewertung der Hausarbeit einer Studentin bereits beim Lesen des weiblichen Namens negativ beeinflusst wurde. In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu erwähnen, dass auch Frauen solchen impliziten Verzerrungen erliegen. So könnte es auch durchaus sein, dass eine weibliche Dozentin eine Hausarbeit nicht ohne diese impliziten Vorurteile bewerten kann.

Gastbeitrag

Ein Beispiel für den „stereotype threat“ wäre, dass ich in einen Seminarraum komme und an den Wänden ausschließlich Bilder von berühmten männlichen Philosophen hängen. Ich muss ein philosophisches Referat in diesem Raum halten und meine Leistung wird unterbewusst negativ davon beeinflusst, dass mir suggeriert wird, dass ich nicht Teil dieser Gruppe – Philosophen – bin, sondern Teil einer in der Philosophie unterrepräsentierten Gruppe – Philosophinnen.

Man sieht hier, dass sowohl bei Männern als auch bei Frauen unterbewusst Prozesse stattfinden, die das eigene Handeln oder das anderer einschränken und den Lernerfolg hemmen können. Deshalb ist es von großer Bedeutung die eigenen Intuitionen in diesem Bereich zu stärken und aus ihnen die richtigen Schlüsse zu ziehen, damit man nicht allzu oft den unterbewussten Verzerrungen nachgibt. Wie die oben genannten Punkte zeigen, ist es gut möglich, dass eine Frau einen bestimmten Karriereweg nicht einschlägt oder dass der Lernerfolg ausbleibt, weil es keine weiblichen Vorbilder gibt oder sie mit Verzerrungen und Fehleinschätzungen aufgrund von Stereotypen konfrontiert wird. Für ein Bewusstsein über die eigenen Tendenzen und Intuitionen lohnt sich die Teilnahme an einem der vielen LMU PLUS Seminare, in denen man für die Beantwortung von solchen Fragen das Gespräch mit kompetenten Referierenden und anderen interessierten Studierenden suchen kann.

Lucia Josephine Hundbiß
(Studentin der VWL und Philosophie)

¹ Vgl. Baron, Sam; Dougherty, Tom; Miller, Kristie (2015): Why Is There Female Under-Representation among Philosophy Majors? Evidence of a Pre-University Effect. In: *Ergo*, Vol. 2 (14) S. 330.

² Vgl. Ebd.

³ Vgl. Saul, Jennifer (2013): Implicit Bias, Stereotype Threat, and Women in Philosophy. In: *Women in Philosophy. What needs to change?* Herausgegeben v. Jenkins, Hutchison. Oxford University Press. New York, S. 39 ff.